

Die Liga Berthelin

Autor(en): **Combe, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sehnüchtig in den Hof hinunter, wo die Knechte lustig scherzend, schmausend und singend um ein mächtiges Feuer lagern. Dem Schlossherrn und den Seinen gönnt keiner die Wärme, und doch ist es Weihnacht, wo sich alle welschen Familien um den Kamin drängen, um das dicke lange Weihnachtslicht auflobern und verglimmen zu sehen. „Weihnacht ohne Scheit ist keine Weihnacht!“ seufzt die kleine Jordane und wird ohnmächtig vor Kälte in dem eifigen Verließ. Was thun? Kein Splitter ist vorhanden, und die Fackel wärmt nicht. Da gebekt der Greis jenes halbverfengten Klozes, den seine Mutter nach seiner Geburt aus dem Feuer riß und einmauern ließ, weil nach dem Spruch der Fee Ehbals Leben an diesem Talisman hängen soll. Mit schweren Hammerschlägen befreit er den Klog aus dem Mauerwerk, entzündet ihn mit der Fackel, und während die nichts ahnenden Kinder an der weihnachtlichen Glut zu neuer Lebenshoffnung erwachen, versiegt das Leben Ehbals mit dem Rauch der lodernden Flamme. Er liegt in den letzten Zügen, das Scheit flackert in der Nische zum letzten Mal, als der Trompetenstoß des nahenden Reiters harmonisch mit dem Gesang der Gläubigen in der Weihnachtsmette zusammenklingt. Auf diese Unterstützung des Wortes durch die Musik legt

der technisch gut geschulte Wagnerberehrer Morax nicht geringes Gewicht, und man kann ihm das Zeugnis nicht versagen, daß der Erfolg dieser Doppelwirkung ihm recht gibt. Auf das rührend feine und ergreifende Weihnachtsstück bin ich nur deshalb so ausführlich eingegangen, weil es sich um seiner einfachen Ausstattung, seiner Kürze und der kleinen Spielerzahl willen zu einer Dilettantenaufführung in den zahlreichen schweizerischen Vereinen zur Pflege dramatischer Kunst ganz außerordentlich eignet. Es sei darum den Interessenten auf das Wärmste empfohlen.

Wer die heitere dramatische Muse vorzieht, oder wer nach einem derbern, kurzen, leichten Stück des Dichters verlangt, der vergesse nicht, daß er in der Tribune Libre eine reizende, Dr. August Forel gewidmete antialkoholische Posse Jules met de l'eau dans son vin veröffentlicht hat, die über die Liebhaberbühnen unserer Kleinstädte die Kunde zu machen schon verdient.

Alles in allem, René Morax ist ein starkes und bedeutendes Talent, ein aufgehender Stern am Himmel nicht nur der waadtändischen oder welschen, sondern der schweizerischen Litteratur.

Die Liga Berthelin.

Von C. Combe. Autorisierte Uebersetzung aus der «Semaine litteraire» (Genève) von Elise Gberfeld.

Herr und Frau Berthelin, die Muse, Bildung und guten Willen besaßen, dachten seit einiger Zeit daran, eine Liga zu gründen, konnten sich aber über deren Zweck nicht einigen. Alles war schon vorweggenommen, auch ganz abgesehen von dem großen Kreuzzügen, an denen sie sich übrigens durch Subskriptionen beteiligten. Der Vogelchutz hat bereits seine Liga nebst einer Unterliga zu Gunsten künstlicher Nester; eine Liga ist in Bildung begriffen zur Abwehr gegen die Orgien der Belos und das Delirium des Automobils; eine weitere Liga ward gegründet, um aus der Sprache die Liebe, die Wonne, die Orgeln, das Imperfekt des Konjunktivs nebst andern Hindernissen auszumerzen. Dazu haben wir noch die Liga gegen den Maulkorb, die Liga für rationelle Frauenkleidung, für die Erhaltung alten Gesteins und für die Vereinheitlichung der Postwertzeichen. Ferner haben wir die Liga für Haferkost, da der Hafer Kraft und Schönheit verschaffen soll; die Liga für und gegen die Lektüre mit ihren verschiedenen Objektiven, die Liga des Schweigens, gegründet von einer unserer berühmtesten Feministinnen und die von einer nicht weniger eminenten Frauenrechtlerin gegründete Liga der Wortgefächte, abgesehen von der Telegraphenstangen-Liga, die einer neuen Kunst und die für Fabrikamine in Traumbstil . . .

Kurz, allenthalben stößt man auf eine Liga und einen ihrer Parteigänger. Trotzdem verzweifeln Herr und Frau Hardy Berthelin nicht. „Suchen wir nur recht!“ sagten sie sich. „Vielleicht ist's doch möglich, daß sich im weiten Unirersum irgend ein noch nicht synthetisiertes, nicht beschütztes Objekt findet, das auf uns wartet.“ Wie kam die Erleuchtung? Woher das erste Flämmchen, die Ursache des Brandes? Diese unmöglichen Dinge, eine plötzliche Inspiration, ein im Gehirn aufdämmernder Lichtstrahl, all das entzündet sich oft wie ein Funke beim Zusammenprallen zweier matter, kalter Worte.

Herr und Frau Hardy Berthelin saßen einander beim Frühstück gegenüber; Madame betrachtete die silberne Kaffeekanne und dachte über die künftige Liga nach, Monsieur las seine Zeitung.

„Diese Journalisten treiben wahrhaftig Mißbrauch mit dem Superlativ,“ bemerkte er.

Darauf ward er träumerisch und äußerte während zehn Minuten kein Wort mehr.

„Meinst du nicht, liebe Freundin,“ fuhr er endlich fort, „daß sich da ein Feldzug schaffen ließe. . . Ein Feldzug gegen den Mißbrauch des Superlativs . . . in der Presse . . . in der Unterhaltung . . . im Briefstil?“ Er kam etwas außer Atem; es bemächtigte sich seiner eine Gemütsbewegung; die Inspiration warf ihre leuchtenden Pfeile nach allen Seiten. „Welch erhabene Idee!“ rief seine Frau. Das war nun ein Superlativ und einer der kühnsten; er achtete indes nicht darauf, war er doch erst am Anfang.

„Da haben wir sie, unsere Liga!“ setzte er mit Begeisterung hinzu. „Lassen wir einige Personen zusammenkommen und erläutern wir ihnen unsern Plan, der darin besteht, den der einfachen Wahrheit entsprechenden Ausdruck in die Sprache zurückzuführen und daraus den Schwulst, die Uebertreibung, den trügerischen Superlativ zu verbannen!“

„Du sprichst wie ein Engel!“ sagte die Gattin voller Bewunderung.

Er hielt, um nachzuspinnen, inne.

„Wie ein Engel!— Geht das nicht ein bischen zu weit, meine liebe Freundin?“

„Die Reform wird schwierig sein; wir haben so viele derartige gäng und gäbe Ausdrücke,“ seufzte Frau Hardy Berthelin. „Wie wär's, wenn wir, bevor ein Kongreß zusammenberufen wird, zuerst einige Erfahrungen an uns selbst und unserer Umgebung sammelten?“

Obwohl widerwillig, stimmte Herr Hardy Berthelin dem zu; dann zog er sich in seine Studierstube zurück, um da auf einem prächtigen Quartblatt Bristolpapier das Anfangsprojekt zu den Statuten der Liga zu entwerfen. Die Idee nahm Form und Gestalt an, gewann Umfang und ein immer weiteres Gebiet that sich vor ihm auf; der in all seinen Schlupfwinkeln unzingelte Superlativ wußte sich nicht mehr zu verstecken, und der entsprechende Ausdruck, diese edle Gestalt mit den einfachen, schmucklosen Linien, spazierte Arm in Arm mit seiner großen Schwester: der Wahrheit. Nachmittags erinnerte Frau Hardy Berthelin ihren ganz von Lustspiegelungen umnebelten Gatten daran, daß sie den Davidots durchaus den seit dem Diner vom letzten Donnerstag schuldigen Besuch abstatten müßten.

„Ja, ja dies tödliche Diner!“ murmelte der Reformier. „Tödlisch? Ist das nicht etwas zu viel gesagt? Tödlisch heißt etwas, das tötet,“ bemerkte seine Frau mit dem Eifer des Neubekehrten. „Es müßte somit die Leute ums Leben bringen.“ Herr Hardy Berthelin mußte anerkennen, daß der Ausdruck „tödlisch“ in der That die Wahrheit um ein gut Teil überstieg. —

„Wir müssen spezielle Studien über die Wortbildung machen. Ohne das sind wir nicht imstand, jedes Wort genau zu werten,“ bemerkte Herr Hardy Berthelin, der immer mit seinem Thema beschäftigt war — wie sich dies übrigens bei einem Reformator von selbst versteht — während man sie in dem hübschen Salon ihrer Freunde Davidot warten ließ.

Großmutter Davidot erschien zuerst, ein Bebe an der Hand haltend, dessen Trippeln an den unsichern Gang des Seemanns auf festem Boden gemahnte.

„Das ist mein Enkel Raoul! Sie kennen ihn noch nicht; im elterlichen Hause regieren die Röteln, drum wurde er entfernt. Er gleicht seinem Vater; wie finden Sie ihn? . . . D,

man darf ungeniert vor ihm sprechen; er versteht bloß englisch. Seine Wärterin ist Engländerin. Ist er nicht entzückend?" fuhr die zärtliche Großmutter fort, indem sie mit der Fingerspitze ein farbloses Gesichtchen mit breiter, aufgestülpter Nase und roten Wimpern über kleinen Augen emporhob. "Ist's nicht ein wahrer Cherubim?"

"Reizend!" war Frau Hardy Berthelin im Begriff, aus purer Gewohnheit, beizustimmen.

Ihr Gatte warf ihr einen Blick zu; darauf nahm sie sich steif zusammen, um ihre Pflicht zu erfüllen, lächelte und murmelte: "Zawohl, er ist nicht übel..."

"Nicht übel!" dachte die Großmutter, beinahe erstickt vor Empörung. "Nicht übel! Mein Enkel ist somit ein kleines Schenksal! Nicht übel! So sagt man, wenn jemand ganz und gar häßlich ist. Und auch dann noch..."

Sie entfernte sich unter dem Vorwand, Bebe wieder zur Wärterin bringen zu wollen; denn sie war zu aufgereggt, um die Unterhaltung fortzusetzen.

Zwei Minuten nachher trat die Schwiegertochter ein, gebührend unterrichtet, daß die Berthelins heute schlechter Laune seien und besser gethan hätten, daheim zu bleiben.

Die Unterhaltung war schleppend; muß man zuerst stets nach dem entsprechenden Ausdruck suchen, so entstehen Pausen. Frau Berthelin bewegte sich wie auf einem Gletscher voller Schrümpfe. "Offen heraus: 'nicht übel' ist alles, was man sagen kann," dachte sie schmerzlich. "Der Kleine ist nicht gerade das, was man häßlich, positiv wüßt nennt... Nun also?..."

In guter Absicht klingelte Frau Davidot für den Thee, und als der Besuch die erste Tasse geleert hatte, fragte sie, in hübscher Haltung wie eine Lilie über den Theesessel geneigt: "Ich weiß, daß sie eine große Kennerin sind, liebe Madame, wie finden Sie diesen Thee?"

Augenscheinlich sollte die Antwort lauten: "Ausgezeichnet, unvergleichlich!" Frau Berthelin aber mußte sich selber die Zügel straffen wie einem Pferde, das straucheln will. Sie sah ihren Mann an, überlegte eine Sekunde und antwortete nüchtern: "Er ist... gut."

"Er ist gut! Sie finden ihn also abscheulich?" rief die Hausfrau.

"Keineswegs! Gut bedeutet gut."

"Ja, im Wörterbuch! Allein, wenn ich Ihnen Rüchentheee gegeben hätte, so würden Sie ihn aus Höflichkeit gut genannt haben. Das ist Orange Pekoe, einfach köstlich! Ich behalte ihn für meine vertrautesten Freunde auf und dachte, Sie würden ihn gebührend würdigen."

Sie wurde ein wenig rot, die hübsche Frau Davidot.

Die Gefahr erkennend, wandte sich Frau Berthelin an ihren Gatten:

"Sollen wir es ihr sagen? Sie ist intelligent; sie wird uns verstehen."

So klärte man sie denn auf über die neue Liga, die auf nichts weniger ausging, als — wie man's eben merkt — die Basis des gesellschaftlichen Verkehrs zu untergraben.

"Das geht niemals! Sie machen sich unmöglich! Man wird Sie stiehlen!" prophezeite die Freundin. "Und welche Qual für Sie selber!"

"Wir rechneten auf Sie!" meinte Frau Hardy Berthelin kläglich.

"Ich, ich sollte mich dazu verurteilen, nicht zu übertreiben! Da dürfte ich nicht mehr den Mund aufthun!... Ich sollte keine jener lebenswürdigen Briefchen mehr schreiben, um deretwillen ich berühmt bin?" fuhr sie lachend fort.

"Sie würden im Schmucke der Wahrheit nur noch lebenswürdiger sein," sagte Herr Hardy Berthelin etwas pomphaft.

"O ja, welch ein Schmuck! Wenn ich meiner Schwägerin — der Mama des kleinen Gnomen, den 'nicht übel' zu finden Sie die außerordentliche Güte hatten — sie wohnt auf dem Lande und schickt mir ihren Bengel in ungeniertester Weise — also, wenn ich ihr schreibe: 'Meine liebe Fimette'... aber da schon muß ich innehalten; denn das Wort 'liebe' geht über die Wahrheit hinaus... Da sehen Sie wohl!..."

Sie schwappte mit ihrer weißen Hand durch die Luft und sank dann, völlige Mutlosigkeit heuchelnd, auf ihren niedrigen Stuhl.

"Halten Sie mich nicht für... für... für schlimmer, als ich's bin," fuhr sie fort. "Ich sagte das strikt Notwendige: Ma chère Mignonne, ich bin in Verzweiflung, daß ich dir das passende Band nicht schicken kann."

"In Verzweiflung!" wiederholte Frau Hardy Berthelin.

"Es hätte einfach heißen müssen: 'Ich bedaure...' " "Aber ich bedaure es ganz und gar nicht... Ich hätte mit den Worten: 'Ich bedaure' noch ärger gelogen. Meine Schwägerin weiß vollkommen, daß ich nicht in Verzweiflung bin, würde aber an ein simples Bedauern glauben. Eigentlich ist die Wahrheit auf meiner Seite... Indem ich derart übertreibe, zeige ich an, was man davon ausmerzen soll... Wenn ich etwas empfinde, würde ich keine Superlative brauchen."

"Defabenz! Byzantinismus! Sind wir so weit?" rief Herr Hardy Berthelin.

"Und wie würden Sie's denn anstellen, liebe Madame," fuhr die Hausherrin mit Wärme fort, "um einen Brief nicht mit der Formel zu beginnen: 'Ich bin trostlos' — wenn Sie auch nicht für einen Finster Trostlosigkeit fühlen?... Wie, um niemals zu sagen: 'Glauben Sie an mein lebhaftestes Bedauern' — wenn Sie entzückt sind, einer Einladung zu unterweichen? — um nie von aufrichtiger Sympathie, von schmerzlicher Teilnahme an etwas u. s. w. zu sprechen, während Sie sehr wohl wissen, daß, falls man mit allen Todesfällen, die man vernimmt, sympathisieren wollte, nicht eine Minute zum Lächeln übrig bliebe?"

"Ich gestehe," gab Frau Hardy Berthelin gesenkten Hauptes zu, "daß bei jedem Schritt Schwierigkeiten auftauchen. Wir würden uns singularisieren."

Sie verlängerte das lange Wort noch mit einem langen Seufzer.

In diesem Augenblick trat Herr Davidot ein. Herr Davidot war Journalist, und seine Gesundheit war in Folge seines Berufs schon etwas angegriffen, da es der ungesundeste von allen ist, sofern man nicht jeden Morgen ein Gegengift einnimmt. Er hielt mit den Fingerspitzen eine Zeitung, die er von Minute zu Minute mit einer Gebärde des Ekels schüttelte. "Egeria!" rief er, die Thüre öffnend, "Egeria, die kleine Zange!"

Da Madame Davidot Egeria getauft worden, hatte sie sich lange berufen geglaubt, einen Regierungsbeamten zu heiraten; in Ermanglung eines solchen ließ sie von ihrem Ideal abmarthen und nahm mit einem Journalisten vorlieb. "Ah, Sie treffen's gut," wandte sie sich an ihre Gäste, "da ist mein Mann in der vollen Hyperbelkrisis!"

Sie reichte ihm das Fängelnchen, und er schleuderte damit das "schmutzige Giftblatt" in das Kamin. Bevor er jedoch das Autodafé vollzog, wurde er andern Sinnes, breitete das gegenrührige Blatt auf dem Tische aus und legte den Finger auf ein Wort.

"In dieser Kolonne," rief er, "behandelt mich der gemeine 'Soleil levant' als Epileptiker."

"Er übertreibt!" sagte Herr Hardy Berthelin ernst. Der Journalist fuhr empor.

"Sie machen sich über mich lustig!" schrie er.

Alle sahen sich bestürzt an.

"Ah," machte Frau Davidot, "meinen Mann müssen Sie sicher in Ihre Liga aufnehmen. Das ist ein Mensch, dessen Leber buchstäblich von Superlativen schwilt!... Der dem Sinn entsprechende Ausdruck thäte dir besser, mein Freund, und wäre weniger kostspielig als die Bichykur..."

Herr Davidot setzte sich und nahm eine Tasse Thee. "Der 'Soleil levant' erscheint in drei Ausgaben," fuhr er fort, "und in jeder steht eine neue Canaillerie. Am Mittag wagten sie zu behaupten, die Chaussee de l'Ormeau sei heute morgen schlecht gefehrt worden."

"Eine Kritik ist keine Canaillerie," wandte der Gründer der Liga ein.

"Finden Sie? Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen. Um vier Uhr schlägt das Blatt uns vor, wir sollten für unsere Zeitung den Titel 'Soleil couchant' wählen — dies unter dem Vorwand, weil wir eine Abendzeitung sind!"

"Ein Spaß ist keine Canaillerie," wiederholte Herr Hardy Berthelin beharrlich.

"Ah, wenn man Sie auf der ersten Seite als Epileptischen behandelte, so fänden Sie das ohne Zweifel richtig?"

"Offenbar haben sie unrecht," gab Herr Hardy Berthelin zu, seine Worte bedachtsam abwägend.

Der Journalist stand auf; alle erhoben sich.

"Ich hielt Sie für meinen Freund," sagte er mit Bitterkeit. "Aber das bin ich auch," widersprach Herr Hardy Berthelin.

"In diesem Falle geben Sie zu, daß der 'Soleil levant' ein schmutziges, altersschwaches Hanswurst-, ein Drecksblatt —

grad herausgesagt — Barton, meine Damen — und daß die Partei, der er dient, unter allem Hund ist?"

"So weit gehe ich nicht," versetzte der Ligagründer beschwichtigend. "In Bolivia z. B. muß es Parteien geben, die bezüglich der Moral unendlich viel tiefer stehen . . ."

"So weit gehe ich nun wieder nicht," rief Herr Davidot mit sarkastischem Lächeln. "Ich nehme meine Vergleichungspunkte aus meinem Gesichtskreis. Aber ich begreife! Ich begreife! Heutigen Tags findet ein aufrichtiger Unwille kein Echo mehr!"

"Offengesagt," nahm seine Frau das Wort, "wenn du dich darüber empörst, als Epileptiker traktiert zu werden, weshalb nennst du denn das gegnerische Blatt ein altersschwaches Drecksblatt?"

"Das macht die Stimmgabel der Presse, meine Liebe . . . Um gehört zu werden, muß man tüchtig schreien!"

"Etliche Zeitungen jedoch . . ." begann Herr Hardy Berthelin; doch seine Frau verabschiedete sich bereits.

"Es ist egal; Sie haben ihm doch gut gethan!" meinte die

hübsche Frau Davidot, die fortwährend lachte. "Der Gedanke des adäquaten Ausdrucks ist ihm eingeprägt worden, und bis in einigen Jahren hat er doch sein Stimmregister so weit heruntergeschraubt, daß er sagt: Es ist ungenau! da, wo er heute heult: Sie sind ein schamloser Lügner!"

"Gestehe," wandte sich Frau Davidot an ihren Mann, als der Besuch fort und sie wieder allein waren, "gestehe, daß diese beiden Wesen erfrischend wirken. Jetzt bist du beschwichtigt, während du in Siedehitze geraten wärst, wenn andere dir recht gegeben und dich noch mehr aufgestachelt hätten, während sie dich hinterrücks als überspannt verschreien würden. Ich denke nicht im mindesten daran, der Liga beizutreten, wenigstens vorläufig nicht. Ich warte, bis ihre Aktien steigen; denn dies kühne Ehepaar wird sich schrecklich unpopulär machen . . . Wenn man den Superlativ bekämpft, so führt das viel weiter, als man glaubt . . . Ah, mein Freund," rief sie in tragischer Weise, die Arme emporreckend, "es sollte jemand die zwei Unvorsichtigen anhalten, die, ohne es zu wissen, die Wahrheit auf uns loslassen wollen!"

Das Volkslied.

Du klingst so wohl und klingst so weh,
So bang und herzvertraut:
Du klagst wie schwermutvoller See,
In dem kein Himmel blaut;
Und jubelst wie von Bergeshöh',
Wo schier kein Abend graut!

Du murmlest wie ein Silberbach
Und spielst wie ein Kind,
Du rauschest wie durch Schluchten jach
Und kämpfst wie der Wind:
Du singst des Volkes Lust und Ach
In Weisen stark und lind.

Du singst den immergleichen Sang,
Doch singst du ihn nicht aus:
Von Liebeslust der Welt entlang,
Von Heimweh, Vaterhaus,
Von goldnen Friedens Glockenklang
Und wildem Schlachtgebraus!

Wohl froher als ein Maientag
Lachst du ins Herz hinein;
Wie Lerchenjubel, Drosselschlag
Verscheuchst du Sorg' und Pein;
Und doch, warum man trauern mag, —
Kann's dir verborgen sein?

Wie manches Ringlein brach entzwei
Zu namenlosem Schmerz,
Und wie der Schnee zerschmolz die Treu',
Die fester schien denn Erz! —
Drum klingt dein altes Lied stets neu:
Aus Tiefen — überwärts!

So murmle, rausche weiter fort
Durch Sonnenfluren hin
Und bleib' des Volkes Schatz und Hort
Mit deinen Melodien;
Erfreue, tröste hier und dort,
Soweit die Wolken zieh'n!

Alex. Nüesch, Zollikon bei Zürich.

✿ Edelweiß. ✿

Einem Edelweiß, dem Blumenstern,
Möcht' ich unsre Freundschaft heut' vergleichen;
Denn sie ist vom Menschenstrome fern
Und auf steilem Pfad nur zu erreichen.

Einsam, ohne Farbe, ohne Duft
Steht die Pflanze in der Felsenrinne,
Wild gepeitscht von kalter Höhenluft,
Grell beleuchtet von dem jähen Blitze.

Ueberdauert allen Erden Schmerz
Unsre Freundschaft, legt in seiner Güte
Gott uns auf das starke tote Herz
Einst des Edelweißes reine Blüte.

Nanny von Escher.

So auch unsre Freundschaft! Der Verstand
Peitscht sie hin und her mit Rutenhieben,
Und die Leidenschaft wirft an die Wand
Unsres Felsens Blitze, die zerstieben.

Eine Rose wäre längst verweht;
Doch das Edelweiß, es trotzt Gefahren,
Es bleibt frisch, weil es am höchsten steht,
Es entblättert nicht — es trotzt den Jahren.